CINDA WILLIAMS CHIMA

Das Erbe der Krieger

Buch

Eigentlich führt der 16-jährige Jack ein ganz normales Leben als ziemlich gewöhnlicher Junge – nur die Medizin, die er jeden Tag einnehmen muss, sowie die dicke Narbe über seinem Herzen unterscheiden ihn von seinen Mitschülern. Als er jedoch eines Tages vergisst, seine Medizin zu nehmen, ist er plötzlich stärker, grimmiger und selbstbewusster als je zuvor. Und es fühlt sich großartig an – bis er bei einem Fußballspiel die Kontrolle über seine Kraft verliert und beinahe einen Mitspieler tötet. Da erfährt Jack die Wahrheit über sich selbst: Er ist ein Weirlind, Mitglied einer geheimen Gesellschaft von magisch Begabten, die unter den Menschen leben. Beherrscht von zwei miteinander verfeindeten Häusern, entscheidet »Das Spiel«, welches der beiden innerhalb der Gesellschaft an der Spitze steht.

Und als ob dieses bizarre magische Erbe noch nicht genug wäre, findet Jack heraus, dass er nicht irgendein Mitglied des Weirlind ist. Er ist einer der letzten Krieger, zu einer Zeit, da beide Häuser nach einem Spieler suchen – für ein Spiel, das tödlich enden kann.

Autorin

Cinda Williams Chima schrieb schon zu Schulzeiten ihre ersten Romane, doch leider wurden diese häufig von ihren Lehrern konfisziert. Mittlerweile lebt sie mit ihrer Familie in Ohio und hat sich als Fantasyautorin einen Namen gemacht.

Cinda Williams Chima

Das Erbe der Krieger

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Hans Link

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»The Warrior Heir« bei Hyperion Books for Children, New York.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Oktober 2014 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Copyright © 2006 by Cinda Williams Chima
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung und -illustration:
© Isabelle Hirtz, Inkcraft
Redaktion: Waltraud Horbas
ue · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-26970-9

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.
www.blanvalet.de

Für meine Mutter, Carol Bryan Williams,
die Geschichten erzählte

PROLOG
Alte Geschichten

Coalton County, Ohio
Juni 1870

Der Duft von Holzrauch und Rosen erinnerte ihn immer wieder von Neuem an den Jungen, der er gewesen war und nie wieder sein würde.

Die Rosen überfielen sie in seinem zehnten Sommer. Damals war Lee schmächtig, obwohl sein Vater immer behauptete, dass er später groß und breitschultrig werden würde. Er war der Jüngste, ein wenig verwöhnt und das einzige der vier Kinder, das die verräterischen Anzeichen eines Zauberersteins zeigte. Seine Eltern beklagten sich, dass er zwei Tage brauchte, um die Arbeit eines Tages zu erledigen – sie nannten ihn nicht direkt faul, aber ausgesprochen untüchtig.

Einen Monat waren sie auf der Flucht gewesen und erst vierzehn Tage zuvor wieder zurückgekehrt. Diese Rückkehr sollte sich als Fehler erweisen. Natürlich war man nachher immer klüger. Aber Lees Vater war Bauer, und ein Bauer kann seinen Feldern vor der Ernte nicht allzu lange fernbleiben. Außerdem waren die Überfälle der Rosen zuvor nicht so zielgerichtet erfolgt. Sie hatten das Dorf am Fluss heimgesucht und die umliegenden Höfe und waren dann wieder verschwunden, manchmal für ein ganzes Jahr.

»Banditen« hatten ihre Nachbarn sie genannt und überlegt, ob sie im jüngst zurückliegenden Bürgerkrieg Soldaten gewesen waren. Nur sieben Jahre zuvor hatte General John Morgan von den Konföderierten seine Plünderer durch diese Berge hier im Süden Ohios geführt.

Doch Lees Familie kannte die Wahrheit. Sie wussten, wonach diese Plünderer suchten und warum. Die Rosen waren den Ahnenreihen von den Hafenstädten im Osten gefolgt. Sie jagten die Nachfahren des Silberbären und nahmen die Begabten mit, um mit ihnen zu handeln. Seinen Bruder Jamie hatten sie geholt, als Lee noch ein Baby gewesen war. Damals hatten sie in Pennsylvania gelebt. Jamie war ein Betörer gewesen. Lee konnte sich nicht wirklich an ihn erinnern, aber sie zündeten an Festtagen immer eine Bienenwachskerze für ihn an.

Lee war einfach glücklich gewesen, wieder daheim zu sein, zurück in den grünen, flachen Bergen, die für einen Träumer wie geschaffen waren. An diesem schicksalsschweren Tag hatte er das Haus früh verlassen, um sich vor den Pflichten zu drücken, die man ihm sonst vielleicht auferlegt hätte. Er hatte den Morgen am Flussufer verbracht und Katzenfische gefangen, die er zum Abendessen beisteuern wollte. Er schlenderte die Straße entlang, die zu seinem Zuhause führte. Eigentlich waren es nur zwei Wagenfurchen, und er machte einen Abstecher, wann immer er auf irgendetwas Interessantes stieß.

Als er sich seinem Haus näherte, bemerkte er einen starken Geruch nach Holzrauch. Seltsam, denn es war Sommer, und die steinernen Kamine und Holzöfen, die

das Haus beheizten, waren seit April nicht mehr benutzt worden. Vielleicht rodete sein Vater Land oder verbrannte Büsche. In diesem Fall hätte Lee zu Hause bleiben und helfen sollen. Dem Stand der Sonne nach war er zum Mittagessen bereits zu spät dran. Seine Mutter würde ganz schön wütend sein.

In diesem Augenblick sah er vor sich eine dunkle Rauchsäule durch die Baumwipfel zum Himmel steigen. Dem Standort nach zu schließen, musste sie aus dem heimischen Garten kommen. Vielleicht hatte die Küche Feuer gefangen. Er rannte los.

Wie sich herausstellte, *war* es die Küche, aber außerdem die Scheune und der Gartenschuppen. Alles stand in Flammen, Holz- und Strohgebäude waren bereits teilweise in sich zusammengesunken. Das Haupthaus bestand jedoch aus Stein, hatte ein Schieferdach und war daher widerstandsfähiger. Sein Vater hatte die Steine für den Bau den umliegenden Bergen abgerungen. Ein schönes Haus in diesem Teil der Welt, und vielleicht war das der Grund, warum es Aufmerksamkeit erregt hatte. Lee stand am Waldrand und wusste nicht, was er tun sollte. Die Fische glitten ihm unbemerkt aus den Fingern.

Warum bekämpfte niemand das Feuer, pumpte Wasser aus dem Brunnen, reichte Eimer weiter und tränkte das Holz, das die Flammen noch nicht erreicht hatten? Er ließ den Blick über den Garten schweifen. Niemand war da, weder sein Vater noch sein Bruder.

Im Schutz des Waldes umkreiste Lee das Haus und ging zur Rückseite, da er wusste, dass die Hecken und Mauern rings um die Gärten ihm Deckung bieten würden. Sein Vater war aus der Alten Welt herüberge-

kommen, und er war stolz auf diese Gärten. Sie waren gezähmt, gesäumt mit Steinen wie die Gärten ihrer Vorfahren.

Sein Instinkt sagte ihm, dass er sich versteckt halten musste. Er hockte sich hin und verschmolz mit dem Schatten der Steinmauer, folgte ihr den Wald entlang zurück zum Haus. Die Haut auf seinem Gesicht spannte sich, als er sich der Hitze der brennenden Küche näherte und an ihr vorbei durch den Gemüsegarten zur Hintertür des Hauses glitt. Sie stand einen Spaltbreit offen. Er drückte sie ganz auf.

Im Innern herrschte Chaos. Offensichtlich war seine Familie zum Zeitpunkt des Überfalls bei Tisch gesessen. Wäre er rechtzeitig zurückgekehrt, wäre er bei ihnen gewesen. Das Essen lag überall verstreut, war in den Boden getreten – Brot, Obststücke und die kleinen Zimttörtchen, die Martin so gern mochte. Die Möbel waren zerhackt und wie Brennholz in Brand gesteckt worden. Tische waren umgekippt, Tongeschirr an die Wand geschmettert worden. Irgendjemand war entweder sehr wütend gewesen oder hatte etwas sehr nachdrücklich klarstellen wollen. Lee versuchte, mit seinen nackten Füßen weiträumig die Glasscherben auf dem Boden zu umgehen.

Er ging weiter durchs Haus, wagte kaum zu atmen und hielt sich flach an die Wand gedrückt. Mit gespitzten Ohren lauschte er auf irgendwelche Anzeichen, dass die Eindringlinge noch da waren. Als er sich auf die Diele zubewegte, nahm er ein Geräusch wahr, ein rhythmisches Schlagen. Es wurde lauter, je näher er dem vorderen Teil des Hauses kam. Er strich mit den Händen über die Wand und berührte etwas Feuchtes.

Als er sich die Hand dicht ans Gesicht hielt, nahm er den metallischen Geruch von Blut wahr. Es war überall auf Boden und Wände gespritzt. Dunkelrote Pfützen trockneten zwischen den Steinen. Sein Herz schlug wild in der Brust, und das Atmen fiel ihm schwer, aber er zwang sich zum Weitergehen.

Eine Leiche lag in der Tür zum Flur, ein Mann, der zu prächtig gekleidet war, um aus dem Ort zu stammen. Er trug Wams, Seidenhemd und ein Halstuch, Kleidungsstücke, die nicht selbst gesponnen waren wie die von Lees Familie. Er wirkte wie ein Mann in mittleren Jahren, war in Wirklichkeit aber wahrscheinlich viel älter. Ein Mann, der keine offensichtlichen Waffen trug und auch keine benötigte. Ein Zauberer, ganz bestimmt.

Lees Bruder Martin lag mit dem Gesicht nach unten gleich hinter der Tür; sein Leichnam war beinahe entzweigerissen. Der Großteil des Blutes musste von ihm stammen. Er war zehn Jahre älter, groß und breitschultrig, als harter Arbeiter bekannt. Praktisch veranlagt. Kein Träumer wie Lee. Anaweir. Er verfügte über keinerlei Magie und war damit Zauberern hoffnungslos unterlegen.

»Martin.« Lees Lippen formten das Wort, aber er hatte keinen Atem, um einen Laut von sich zu geben.

Er schlich in den Raum und spürte bei jedem Schritt klebriges Blut unter seinen Zehen. Da lagen die Leichen von zwei weiteren Zauberern, und dann sah er seinen Vater vor dem Kamin liegen, die Beine in der Feuerstelle, als habe man ihn dort hingeworfen.

Sein Vater, der ihm Geschichten von Burgen und Herrenhäusern auf der anderen Seite des Meeres erzählt hatte. Der mit den Fingern Feuer aus der Luft hat-

te stehlen können und aus Sonnenlicht Schilde wob. Der ihn Zauberererbe genannt und begonnen hatte, ihn die Sprüche zu lehren, die die Magie nach seinen Wünschen formte. Der mächtig und klug genug gewesen war, sie vor allem zu beschützen. Bis jetzt.

Lee fiel würgend auf die Knie und gab das wenige von sich, was er vom Frühstück noch im Magen hatte. Dann hörte er wieder das Geräusch. Das Schlagen.

Seine Mutter kauerte in ihrem Schaukelstuhl neben dem Kamin, das Strickzeug auf dem Schoß, und der Schaukelstuhl schlug unaufhörlich, in regelmäßigen Abständen gegen die Wand. Als er näher trat, konnte er auch ihre Stricknadeln hören, die geschäftig klapperten. Aber sie hatte keine Maschen aufgenommen. Obwohl sie Garn in ihrem Korb und auf dem Schoß hatte, strickte sie nichts.

»Mama?«, flüsterte er, trat näher an sie heran und blickte sich wachsam über die Schulter um. »Waren es die Rosen?« Sie starrte in den Kamin, wo Papa kalt und gebrochen lag. Schaukelte und strickte nichts und sagte nichts. Sie brauchte auch nichts zu sagen. Er wusste, dass es die Rosen gewesen waren; wer sonst?

»Bist du verletzt, Mama?«, wiederholte er ein wenig lauter. Er schob seine Hand in ihre, aber ihre Finger schlossen sich nicht um seine, und in ihren Augen war ein schreckliches Nichts.

Er unterdrückte ein Schluchzen. Nicht weinen. Er war jetzt der Mann der Familie. »Wo ist Carrie?«, fragte er. Seine Schwester war nicht unter den Leichen auf dem Boden, was logisch war, denn die Rosen würden Carrie lebend haben wollen.

Seine Mutter gab keine Antwort. Carrie konnte ver-

schleppt worden sein, oder sie hatte sich versteckt. Wenn man sie mitgenommen hatte, würden sie in südliche Richtung ziehen, zum Fluss und dann nach Westen, nach Cincinnati oder östlich nach Portsmouth, wo sie ein Schiff nehmen konnten. In diesem Fall wusste er nicht, was er tun sollte.

Wenn sie sich aber versteckt hatte, dann wusste er, wo sie war. Er verließ das Haus auf dem gleichen Weg, wie er hereingekommen war.

Sie nannten es den Wurzelkeller, aber in Wirklichkeit war es eine Höhle, deren Gänge in einen Berghang ein gutes Stück vom Garten entfernt führten. In diesem kühlen, feuchten Raum lagerten sie Lebensmittel: Kartoffeln, Rüben, Karotten und getrocknete Bohnen und Erbsen in Säcken.

Der Eingang der Höhle war von roten Kletterrosen und weißen und rosafarbenen Wildrosen überwachsen. Der Duft der Blüten war überwältigend süß. Er teilte die dornigen Stängel und trat ein.

»Carrie?«, sagte er leise. »Ich bin es.«

Für einen Moment war nichts zu hören, dann folgte ein Rauschen, Bewegung in der Dunkelheit, und seine Schwester schlang die Arme um ihn und flüsterte: »Lee! Warum bist du hierhergekommen? Es ist zu gefährlich. Du hättest weglaufen sollen, als du gesehen hast, dass sie zurückgekommen sind.«

»Carrie, sie haben Papa und Martin getötet, und irgendetwas stimmt nicht mit Mama. Sie will nicht mit mir reden.« Er verhaspelte sich und sprach lauter, als er beabsichtigt hatte.

Carrie sog den Atem ein und zog ihn fest an sich, so dass er den Rest seiner Worte in ihre Schulter mur-

melte. Sie flüsterte ihm besänftigende Worte zu, aber nicht lange. Dann straffte sie den Rücken, ihre Hände rutschten zu seinen Ellbogen hinab, und sie hielt ihn auf Armeslänge von sich weg.

»Hör mir jetzt zu.« Sie trug eine Hose und ein grob gewebtes Hemd, und ihr Messer steckte in einem Gürtel an ihrer Taille. Ihre Mutter verabscheute es, wenn Carrie sich wie ein Mann kleidete, aber manchmal tat sie es trotzdem. »Du wirst jetzt sehr tapfer sein müssen«, sagte sie.

»Keine Sorge«, erwiderte er, richtete sich auf und versuchte, seine Stimme tiefer klingen zu lassen, wie die von Martin. »Papa hat mich gelehrt, wie ich dich gegen die Zauberer beschützen kann.«

Sie schluckte hörbar. »Dummkopf. Du *bist* ein Zauberer. Du wirst tapfer genug sein müssen, um Hilfe zu holen.« Er versuchte, sie zu unterbrechen, aber sie sprach weiter. »Ich möchte, dass du direkt nach Süden zum Fluss gehst und seinem Lauf in Richtung Stadt folgst. Verkleide dich, und halte dich von den Straßen fern. Wenn du jemandem begegnest, den du kennst, erzähl ihm, was passiert ist, und bitte ihn, Hilfe für Mama zu schicken.«

»Kommst du nicht mit?« Er fühlte sich jetzt schon einsam. Er versuchte, nicht an Martin oder seinen Vater zu denken, weil er wusste, dass er sonst wieder mit den Tränen würde kämpfen müssen.

»Ich gehe für eine Weile weg«, antwortete sie. »Es ist zu gefährlich für mich, bei dir und Mama zu bleiben. Die Rosen suchen nach Kriegern. Nicht nach Zauberern oder Anaweir. Sie werden dich in Ruhe lassen, wenn ich nicht in der Nähe bin.« Als sie seinen Gesichtsaus-

druck sah, sprach sie hastig weiter. »Ich werde zurückkommen, wenn die Gefahr vorüber ist.«

Lee dachte an seine Mutter, die stumm und unheimlich im Haus saß. Er wusste, es war falsch, aber er wollte nicht allein zu ihr zurückgehen. »Nimm mich mit, Carrie. Bitte.«

Carrie schüttelte den Kopf. Sie war fast schon erwachsen, und doch strömten ihr die Tränen über die Wangen. »Du musst bleiben, Lee. Mama ist Anaweir. Sie braucht jemanden, der sich um sie kümmert.«

»Ah, na gut«, brummte er; sie sollte nicht wissen, wie viel Angst er hatte. Er konnte genauso gut gleich losgehen, da er den langen Weg in die Stadt nehmen würde. Also schob er die Blüten vor dem Höhleneingang wieder beiseite, wobei er sich in die Finger stach, dann trat er ins Sonnenlicht hinaus. Und geradewegs in die Arme der Zauberer, die dort auf ihn warteten.

»Carrie!«, schrie er. Hände packten ihn und hielten ihn fest, hoben ihn vom Eingang der Höhle weg. Er wehrte sich und trat um sich, schlug mit dem Ellbogen irgendjemandem ins Gesicht und spürte, wie Knorpel nachgaben und warmes Blut zu fließen begann. Er drehte und wand sich, kam aber nicht frei.

Es waren zu viele, ein halbes Dutzend. Fremde mit bärtigen Gesichtern und in Sonntagskleidung wie der tote Zauberer im Flur. Lee kannte keine Angriffszauber, nicht wirklich, aber er konnte Feuer einfangen. Er pflückte es aus der Luft und ließ es um die Männer herumwirbeln. Weitere Flüche wurden laut, dann warfen sie ihn zu Boden.

Der Zauberer mit der blutigen Nase deutete auf Lee und murmelte einen Spruch. Eine schreckliche Käl-

te durchströmte ihn, und er erschlaffte. Der Zauberer schob die Hände unter Lees Arme, zog ihn hoch und ließ seine Füße über dem Boden baumeln, als wäre er eine Marionette.

»Ruf sie heraus!«, befahl der Zauberer mit der blutigen Nase und verbrannte ihn mit seinen heißen Händen. Lees Muskeln verkrampften sich, und er schrie – er konnte nicht anders –, aber dann presste er trotzig die Lippen zusammen.

»Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit. Die Weiße Rose ist uns auf den Fersen.« Der Zauberer versengte ihn wieder mit Energie, die wie heißes geschmolzenes Metall durch seine Adern rann, aber diesmal war Lee vorbereitet. Er sog den Atem ein, gab jedoch keinen Laut von sich.

»Komm heraus, oder wir brechen dem Jungen das Genick!«, rief der mit der blutigen Nase. Die Rosen, die den Eingang der Höhle verdeckten, zitterten und warfen Blütenblätter ab, als sie beiseitegestoßen wurden. Halb gebückt erschien Carrie im Sonnenlicht, das Messer in der Hand. Beim Anblick Lees in den Händen der Zauberer straffte sie sich und ließ das Messer zu Boden fallen.

Der mit der blutigen Nase schüttelte Lee triumphierend. »Du hast uns direkt zu ihr geführt.«

Carrie ließ sich auf die Knie fallen und neigte den Kopf. »Bitte, ich werde mit euch kommen. Nur lasst meinen Bruder gehen.«

Lee wollte sprechen, wollte Carrie sagen, dass sie sich erheben solle, dass sie gemeinsam gegen die Zauberer kämpfen würden. »Carrie, nicht …« Sein Protest verwandelte sich in einen Schmerzensschrei,

als der mit der blutigen Nase ihm einen Feuerstoß versetzte.

»Wylie, das reicht.« Diese Worte kamen von einem grauhaarigen Zauberer mit zerfurchtem Gesicht, der anscheinend das Sagen hatte. »Bring das Lesegerät.«

Wylie stieß Lee beiseite, als wöge er nichts, dann kramte er in einem Beutel an seiner Taille herum. Er förderte einen silbernen Kegel zutage und reichte ihn dem Anführer. Zwei Zauberer traten links und rechts neben Carrie, packten ihre Arme und hoben sie von den Füßen. Der Anführer riss ihr das Hemd aus der Hose und drückte den Kegel auf die Haut ihrer Brust. Carrie zuckte zusammen, schaute aber zur Seite und sagte nichts. Nach einem Moment nickte er und zog die Hand zurück.

»Sie hat einen Kriegerstein«, sagte er mit seinem Akzent aus der Alten Welt und gab Wylie den Kegel zurück. »Gott weiß, das hat uns einiges gekostet. Verschwinden wir von hier, bevor die Weiße Rose uns einholt.«

Die Zauberer holten ihre Pferde und saßen auf, während ihr Anführer Carrie die Hände mit einer silbernen Kette vor der Brust zusammenband.

Wylie stieß Lee gegen den Stamm eines abgestorbenen Baums. Der Zauberer kniete sich neben ihn, drückte ihm das Kinn zurück und legte ihm die Fingerspitzen an die Kehle. Lee schaute in die ausdruckslosen grauen Augen und wusste, dass er sterben würde.

Der Anführer bemerkte es. »Lass den Jungen in Ruhe, Wylie«, sagte er schroff, während er seine Reithandschuhe überstreifte.

Wylie blickte auf. »Er ist ein Zeuge. Wir haben einen Zauberer getötet, und wenn der Rat das erfährt …«

»Auch auf unserer Seite gibt es drei Tote«, bemerkte der Anführer. »Wenn der Vater des Jungen bei seinesgleichen geblieben wäre, würde er noch leben. Dies ist ein Kind. Machen wir die Sache nicht noch schlimmer.«

»Du bist nicht derjenige, der einen Zauberer getötet hat. Der da mag auch ein Zauberer sein, aber er ist von gemischtem Blut.« Wylie verzog angewidert das Gesicht. »Zauberer, Krieger, Hexer, selbst Anaweir mischen sich, als wären sie Gleiche. Es ist widernatürlich.«

»Vielleicht planen sie etwas.« Der Anführer deutete auf Carrie. »Zumindest ist das Mädchen gesund. Was mehr ist, als ich von den Kriegern daheim sagen kann.«

Wylies Finger lagen immer noch fest an Lees Kehle. Lee konnte die Energie in ihm spüren, eine schwache Vibration auf seiner Haut.

»Ich habe dir gesagt, du sollst ihn in Ruhe lassen«, befahl der Anführer. »Wir sind ohnehin schon viel zu lange hier.«

Endlich stand Wylie auf und ging zu seinem Reittier.

Die Männer hatten Carrie auf eins der Pferde gehoben. Sie starrte geradeaus, ihr Mund eine dünne Linie, rote Flecken auf den Wangen. Der Anführer ergriff die Zügel ihres Pferdes und stieg dann auf sein eigenes. Er zeigte auf Lee, wodurch er den Bannspruch aufhob, den er ihm auferlegt hatte, aber Lee lag einfach nur da und hatte Angst, sich zu rühren; er wusste endlich und mit Bestimmtheit, dass er im Herzen ein Feigling war.

Da geschah es. Ein Lichtblitz flammte durch die Bäume, blauweiß und tödlich, und er zog funkelnde Sterne nach sich – wie das Feuerwerk, das Lee einmal in Cincinnati gesehen hatte. Die Luft knisterte vor Elektrizi-

tät, und trotz der Entfernung standen Lee die Haare zu Berge. Der Blitz traf voll ins Schwarze, und für einen Moment hatten sich Flammen um Carrie und ihr Pferd gelegt. Ein Schimmern lag in der Luft, eine sichtbar gewordene Vibration, dann waren sie verschwunden. Pferd und Reiterin hatten sich aufgelöst, als hätten sie nie existiert.

»Die Weiße Rose!«, rief einer der Zauberer. Er wendete sein Pferd und stürmte durch die Bäume. Die anderen Zauberer rissen die Zügel herum und folgten ihm. Sie schrien vor Wut, aber die Weiße Rose hatte getan, weswegen sie gekommen war, und bereits den Rückzug angetreten. Innerhalb weniger Augenblicke waren Pferde und Reiter fort. Der Staub legte sich langsam wieder, und auf der Lichtung war es still, abgesehen vom Wind, der durch die Zweige fuhr.

Bei Einbruch der Dunkelheit war Lee bereits meilenweit fort und saß im Schneidersitz am Flussufer. Endlich tauchte der Mond hinter den Bäumen auf und beschien den Ohio, der sich wie ein silbernes Band in beide Richtungen erstreckte. Auf der anderen Seite des Flusses lag Kentucky, eine mysteriöse Dunkelheit, durchsetzt von den Lichtern verstreuter Siedlungen.

»Ich werde kein Bär mehr sein«, sagte er zu sich. Er würde grimmiger sein, unbesiegbarer. »Von jetzt an bin ich ein Drache.«

Bevor er sich wieder auf den Weg machte, ergriff er das Messer seiner Schwester und schrieb etwas in den weichen Schlamm am Ufer. Er schrieb es nieder, um es in seinem Geist fest zu verankern.

Das Wort war »Wylie«.

Trinity, Ohio
Über hundert Jahre später

Das Baby erwachte, als Jessamine die Decke wegzog. Sie dachte, der Kleine würde vielleicht schreien, aber er schaute sie nur feierlich mit leuchtend blauen Augen an, während sie sein Hemd öffnete und die Operationsnarbe untersuchte. Sie war immer noch ein wenig rot und an den Rändern geschwollen, aber es gab kein Anzeichen für eine Infektion. Perfekt. Sie hatte halb erwartet, dass die Prozedur ihn töten würde, aber anscheinend ging es ihm gut. Nur einen Monat nach der Operation hatte ihr Patient zugenommen, seine Hautfarbe war in Ordnung, Puls und Atmung gingen normal.

Es sprach nichts dagegen, dass er mit auf die Reise ging.

Sie zog das Hemdchen des Babys zu und war sehr zufrieden mit sich. Diese Narren im Krankenhaus hatten an allem Anstoß genommen und ihr nichts als Schwierigkeiten gemacht: wegen ihrer Methoden, weil sie ihre eigenen Leute zum Assistieren mitgebracht und ihnen nicht erlaubt hatte, bei der Operation zuzusehen.

Idioten. Vielleicht hätte sie einige von ihnen tatsächlich im OP-Saal zuschauen lassen sollen. Der Anblick ihrer Gesichter wäre die Sache wert gewesen – bevor sie ihre Erinnerungen gelöscht hätte.

Natürlich würden Jahre vergehen, bis sie wusste, ob das Experiment wirklich geklappt hatte. Ein beträchtlicher Zeitraum, der im Falle des Scheiterns verschwendet war. Erwies sich die Operation aber als erfolgreich, so gab es viel zu gewinnen. Vielleicht hätten sie dann

keinen Mangel mehr an Kriegern. Und unbegrenzten Nachschub für das Spiel. Es wäre der endgültige Sieg der Weißen Rose.

Sie sah sich im Kinderzimmer um. Überall Babysachen, mehr, als sie tragen konnte. Wenn sie ihr Ziel erreicht hatten, konnte sie noch mehr besorgen. Was brauchte ein Baby für die Reise? Windeln und Kleidung. Eine Babyschale. Was würde es essen? Fertignahrung? Sie zuckte die Achseln. Pädiatrie war nicht ihr Spezialgebiet.

Sie entdeckte eine große Tasche mit Windeln und Kartons voller Feuchttücher auf dem Boden des Schrankes, aber keine Fläschchen. Sie riss eine Kommodenschublade auf und fand Stapel mit winzigen Anziehsachen. Einige davon schob sie in die Tasche, die mit leuchtenden Elefanten und Giraffen bedruckt war. Jessamine runzelte die Stirn, strich mit den Händen über ihr elegantes Kostüm und streifte ihr dunkles Haar aus dem Gesicht. Ihr gefiel die Vorstellung nicht, mit einer Wickeltasche über der Schulter und einem Baby auf der Hüfte herumzulaufen. Sie hätte jemanden einstellen sollen, der sich von Anfang an um das Balg kümmerte.

Schließlich zog sie eine Babyschale aus Kunststoff aus dem Schrank und stellte sie neben die Wiege. Der Verschluss klemmte, als sie versuchte, den Tragebügel umzuklappen, daher beugte sie sich unbeholfen darüber hinweg und nahm das Baby von der Matratze. Sie legte es in den Sitz und fummelte an den Riemen herum.

Wie fand man ein Kindermädchen? Sie hatte keine Ahnung.

»Was tun Sie hier?«

Jessamine fuhr hoch. Die Betörerin Linda Downey stand in der Tür. Tatsächlich war sie noch ein Kind, barfuß, in Jeans und T-Shirt. Linda war die Tante des Babys, erinnerte sich Jessamine, nicht seine Anaweir-Mutter. Gut. Nicht dass es eine Rolle gespielt hätte, aber sie wollte lieber keine Szene riskieren.

Jessamine stand auf und ließ das Baby in dem Sitz und den völlig ineinander verhedderten Riemen auf dem Boden liegen. »Ich wusste nicht, dass jemand zu Hause ist«, erwiderte sie, statt die Frage zu beantworten.

Linda legte den Kopf schief. Sie war ein hübsches Ding mit langem Haar, das sie zu einem dicken Zopf geflochten trug. Das Mädchen bewegte sich mit einer ungezwungenen Anmut, um die Jessamine es beneidete. Wenn Jess jedoch die Wahl zwischen der einen und der anderen Gabe gehabt hätte, würde sie immer die eigene wählen.

»Natürlich ist jemand zu Hause«, antwortete das Mädchen im dreisten Tonfall eines Teenagers. »Man lässt ein Baby nicht allein.«

Zumindest löste das plötzliche Auftauchen der Betörerin ein Problem. »Ich bin froh, dass du hier bist«, sagte Jessamine herrisch und mit einer schwungvollen Gebärde ihrer eleganten Hand. »Du musst einige Sachen für ihn zusammenpacken, zumindest genug für ein paar Tage. Essen, Kleidung und so weiter.«

»Warum? Wo wollen Sie ihn denn hinbringen?«

Jessamine seufzte und bog die Finger mit den langen, lackierten Nägeln. »Wenn du es unbedingt wissen musst: Ich nehme ihn mit zu mir.«

»Was?« Das Mädchen kreischte beinahe, und das Baby streckte erschrocken die Ärmchen aus. Linda trat einen Schritt näher. »Wie meinen Sie das?«

»Ich nehme ihn mit zurück nach England. Keine Sorge«, fügte sie hinzu. »Man wird sich gut um ihn kümmern. Ich kann es mir nur nicht leisten, ihn einfach so herumliegen zu lassen.«

»Wovon reden Sie?«, verlangte Linda zu wissen.

»Seit der Operation ist er … im Wert gestiegen«, antwortete Jessamine gelassen.

Linda kniete sich neben den Babysitz und schaute den Jungen an, als könne sie durch genaues Hinsehen irgendetwas entdecken. Sie streckte einen Finger aus, und das Baby ergriff ihn. Dann blickte sie zu Jessamine auf. »Was haben Sie mit ihm gemacht?«

»Er brauchte einen Stein, und ich habe ihm einen gegeben. Ein Wunder. Etwas, das noch niemand zuvor geschafft hat. Ich habe ihm das Leben gerettet.« Sie lächelte und drehte die Handflächen nach oben. »Nun ist er ein Weirlind.«

»Ein Krieger?« Die Worte waren nicht mehr als ein Flüstern. »Nein! Ich habe es Ihnen doch gesagt! Er ist ein Zauberer. Er brauchte einen Zaubererstein«, sagte Linda kopfschüttelnd, als könne sie die Dinge dadurch ändern, dass sie sie leugnete. »Es steht alles in seinem Weirbuch. Er ist ein Zauberer«, wiederholte sie niedergeschlagen.

Jessamine lächelte. »Nicht mehr, falls er es überhaupt jemals war. Sei vernünftig; ein Zaubererstein ist schwer zu finden. Zauberer leben praktisch ewig. Aber Krieger … Krieger sterben jung, nicht wahr?« Die letzten Worte waren bewusst grausam.

Die Betörerin erhob sich mit geballten Fäusten. »Ich wusste es, ich hätte niemals einer Zauberin vertrauen sollen.«

Jessamine richtete sich auf. Langsam verlor sie die Geduld mit diesem Abschaum von Mädchen. »Dir blieb keine große Wahl, oder? Wäre ich nicht gewesen, wäre er inzwischen tot. Ich bin kein Wohltätigkeitsverein. Ich habe es getan, weil ich vorhabe, ihn ins Spiel zu bringen. Und du vergisst besser nicht, mit wem du sprichst; ich könnte die Beherrschung verlieren.«

Linda holte tief Luft und stieß sie bebend wieder aus. »Was soll ich Becka sagen?«

»Das ist mir völlig egal. Sag ihr, es sei gestorben.« Es kümmerte sie nicht, was ein Anaweir dachte.

»Aber warum müssen Sie ihn jetzt mitnehmen? Er kann erst an einem Turnier teilnehmen, wenn er erwachsen ist.« Die Stimme des Mädchens wurde weicher, einschmeichelnd. Jessamine spürte einen sanften Druck, die Berührung der betörenden Energie. »Er lebt, aber woher wollen Sie wissen, dass er sich auch manifestiert? Und was fangen Sie in der Zwischenzeit mit ihm an?«

Jessamine zuckte die Achseln. »Vielleicht werde ich dich mitnehmen, um über ihn zu wachen«, sagte sie. »In ein oder zwei Jahren kann ich dich auf den Markt bringen.« Für das Mädchen würde sie auch einen ziemlich guten Preis bekommen, wenn Jess das richtig einschätzte. Betörerinnen und Krieger waren schwer zu finden.

Linda trat einen Schritt zurück. »Das würden Sie nicht tun!«

»Dann probiere deine Betörertricks nicht an mir aus.

Ich habe bereits mehr als genug Zeit in ihn gesteckt. Ich beabsichtige, meine Investition im Auge zu behalten, während sie heranwächst.«

»*Falls* er heranwächst. Falls ihn nicht vorher jemand anders erwischt.« Linda streckte flehentlich die Hände aus. »Alle wissen, dass Sie eine Kriegerbeschafferin für die Weiße Rose sind. Wie lange wird er leben, wenn er bei Ihnen bleibt?«

Das Mädchen hatte nicht unrecht. Der Stein, den Jess dem Jungen eingesetzt hatte, stammte von einer siebzehnjährigen Kriegerin, ihrem letzten aussichtsreichen Talent. Ein Mädchen, das niemals an einem Turnier teilnehmen würde. Agenten der Roten Rose hatten sie abgeschlachtet, da es ihnen nicht gelungen war, sie zu stehlen. Das war illegal; aber andererseits waren Regeln, die mit den Anazauber-Weir zu tun hatten, dazu da, gebrochen zu werden. »Ich nehme an, du willst einen Vorschlag machen?«

»Seine Eltern sollen ihn großziehen. Dann kommen Sie später zurück und holen ihn.«

Der Säugling kniff die Augen zusammen und begann zu schreien. Sein Gesicht nahm ein zorniges Blaurot an. Unergründliche Kreaturen, diese Säuglinge, dachte Jessamine. Unergründlich, unberechenbar und schmutzig.

»Er könnte später schwer zu lenken sein, wenn er nicht die entsprechende Erziehung bekommt«, wandte Jessamine ein.

Linda zog die Augenbrauen hoch. »Sie meinen, ein Zauberer kann einen Krieger nicht kontrollieren?«

Jessamine nickte; ein Punkt für das Mädchen. »Was ist, wenn ein anderer ihn ins Spiel bringt?«

»In Trinity? Hier wird nie jemand nach ihm suchen. Einen günstigeren Ort finden Sie nicht. Sie sind eine Heilerchirurgin. Unterdrücken Sie seine Fähigkeit, so dass er nicht auffällt.« Linda setzte sich neben das Baby und strich ihm über den Kranz rotgoldenen Haars. »Sie können ihn leicht im Auge behalten. Seine Eltern sind Anaweir. Sie lassen sich gut lenken. Sagen Sie ihnen, Sie müssten ihn regelmäßig besuchen. Becka wird alles tun, was Sie verlangen. Sie haben ihrem Sohn das Leben gerettet.«

Jessamine musste zugeben, dass der Vorschlag der Betörerin seinen Reiz hatte. Es würden Jahre vergehen, bevor man diesen Jungen einsetzen konnte, und bis dahin würde er nichts als Ärger machen. Auf diese Weise konnte sie das Kriegerbalg vor Schaden bewahren und würde es sich trotzdem vom Leibe halten, bis es alt genug für die Ausbildung war.

Sie sah der Betörerin in die blaugoldenen Augen. »Was ist mit dir? Wie leicht bist du zu lenken? Wirst du in der Lage sein, ihn herzugeben, wenn der Zeitpunkt gekommen ist?«

Linda blickte auf das Baby hinab. »Wie Sie gesagt haben: Mir bleibt keine große Wahl, oder?«

KAPITEL 1
Der fliegende Lobeck

»Jack!« Die Stimme seiner Mutter drang in seine Träume, und widerstrebend öffnete er die Augen. Es war spät, denn Licht fiel durch das Fenster. Er war in der vergangenen Nacht zu lange aufgeblieben und hatte zu den Sternen aufgeschaut. Es war eine Neumondnacht gewesen, und einige der Schlüsselkonstellationen waren erst nach Mitternacht über den Horizont geglitten.

»Ich komme!«, rief er. »Bin fast fertig!«, log er, als seine Füße den Holzboden berührten. Seine Jeans lagen zusammengeknüllt neben dem Bett, wo er sie in der vergangenen Nacht herabgetreten hatte. Er riss sie hoch, nahm ein frisches T-Shirt aus der Schublade und warf sich ein Paar Socken über die Schulter.

Jack rannte um die Ecke ins Bad. Keine Zeit für eine Dusche. Er wusch sich das Gesicht, befeuchtete die Finger und fuhr sich damit durchs Haar.

»Jack!« In der Stimme seiner Mutter lag ein warnender Unterton.

Jack sprang die Hintertreppe hinunter in die Küche.

Seine Mom hielt Müsli und Orangensaft für ihn bereit. Sie musste abgelenkt gewesen sein, denn sie hatte ihm auch eine Tasse Kaffee eingeschenkt. Sie hatte ihr Müsli halb aufgegessen stehen lassen und sortierte einen Stapel Papiere.

Das war Becka. Seine Mutter war eine Frau mit tausend Leidenschaften. Obwohl sie einen Doktor phil. in mittelalterlicher Literatur und einen Abschluss in Jura hatte, fiel es ihr schwer, den Haushalt zu managen: Dinge wie Stundenpläne, Essensgeld und die rechtzeitige Rückgabe von Büchern aus der Bibliothek. Jack hatte bereits im frühen Alter die Aufgabe übernommen, sowohl sein eigenes als auch das Leben seiner Mutter zu organisieren.

Becka warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und stöhnte. »Ich muss mich anziehen! In einer Stunde soll ich in einer Besprechung sein.« Sie schob ihm eine große blaue Flasche über den Tisch. »Vergiss nicht, deine Medizin zu nehmen.« Dann stopfte sie Papiere in ein großes Portfolio. »Ich werde den ganzen Morgen in der Bibliothek sein und heute Nachmittag bei Gericht.«

»Vergiss nicht, dass ich nach der Schule Fußballtraining habe«, sagte Jack. »Falls du vorher nach Hause kommst.« Seine Mutter neigte dazu, sich Sorgen zu machen. Sie sagte immer, es liege daran, dass er als Baby beinahe gestorben wäre, aber eigentlich hielt Jack so etwas für Veranlagung. Manche Menschen machten sich immer Sorgen, andere nie. Er nahm an, sein Vater fiel in die letzte Kategorie. Vielleicht war es schwer, sich über die Grenzen von drei Staaten hinweg Sorgen zu machen.

»Fußballtraining«, wiederholte Becka feierlich, als wolle sie es in ihrem Gedächtnis verankern. Dann rannte sie die Treppe hinauf.

Jemand hämmerte gegen die Seitentür. Jack schaute überrascht auf. »He, Will. Du bist früh dran.«

Es war Will Childers, der gebückt durch die Flie-

gentür spähte. Obwohl Jack groß war, überragte Will ihn noch, und er war stämmig genug gebaut, um im Fußballteam der Schule als Stürmer anzutreten. Sein Trompetenkoffer sah neben ihm wie ein Spielzeug aus. »Jack, wir müssen los! Wir haben heute Morgen Jazzband-Probe für das Konzert nächste Woche.«

Jack schlug sich gegen die Stirn und brachte seine Müslischale zur Spüle. Er schlüpfte in seine Schuhe, ohne sie aufzuknoten, und griff sich die Büchertasche, die an der Tür wartete. Zum Glück war sein Saxophon in der Schule. »Als würde die Schule nicht auch so schon früh genug anfangen«, brummte er, während er Will im Laufschritt die Straße hinunterfolgte.

Sie nahmen die Abkürzung über den Rasenplatz und schlängelten sich zwischen den klassischen Sandsteingebäuden des Colleges hindurch. Trinity war eine Postkartenidylle aus dem Mittleren Westen mit College; die Straßen waren gesäumt von prächtigen viktorianischen Häusern und uralten Eichen und Ahornbäumen. Voller Menschen, die jedes Vergehen herunterbeten konnten, das Jack je begangen hatte. Er hatte sein Leben lang hier gewohnt.

Dank Will kamen sie nur wenige Minuten zu spät zur Probe. Erst als Jack im Klassenraum saß und die Glocke bereits einmal geläutet hatte, fiel ihm auf, dass er vergessen hatte, seine Arznei zu nehmen.

Erstaunlicherweise war ihm das noch nie zuvor passiert, ein absoluter Rekord, den er seiner Mutter verdankte. Die Arznei hatte für sie oberste Priorität. Sie hatte sie nie vergessen, nicht ein einziges Mal, und sie hatte sie auch diesmal nicht vergessen. Er war derjenige, der es vermasselt hatte.

Jack kannte die Geschichte in- und auswendig. Jessamine Longbranch, die berühmte Londoner Herzchirurgin, war extra aus Übersee angereist, um ihn den Klauen des Todes zu entreißen. Sie kam immer noch ein- oder zweimal im Jahr in die Staaten und unterzog Jack einer Untersuchung.

Ihr Umgang mit Patienten ließ allerdings eine Menge zu wünschen übrig. Er machte bei diesen Gelegenheiten den Oberkörper frei, und sie untersuchte ihn kurz, strich mit den Händen über die Muskeln an Armen, Beinen und Brust, hörte sein Herz mit einem ungewöhnlichen kegelförmigen Stethoskop ab, maß Größe und Gewicht und Blutdruck und erklärte ihn für gesund.

Während dieser Begegnungen mit Dr. Longbranch kam er sich immer wie ein Stück Fleisch vor, das auf Fett- und Knochengehalt kontrolliert wurde; außerdem fragte sie ihn stets nach seinen sportlichen Aktivitäten. Nick, ihr Mieter, hatte erklärt, dass dieser Mangel an mitmenschlichen Umgangsformen unter Chirurgen weit verbreitet sei; sie beschäftigten sich normalerweise lieber mit narkotisierten Menschen.

Jeder Besuch endete mit der Ermahnung, dass er seine Arznei weiter nehmen müsse. Dr. Longbranch brachte bei ihren Besuchen stets einen neuen Vorrat mit, und seine Mutter bestellte außerdem über ihre Praxis in London Nachschub. Die Arznei in der blauen Flasche war fast zu einer Art Talisman geworden, ein Elixier, das das Böse fernhielt.

Niemand war zu Hause, der sie ihm hätte bringen können, das wusste er. Becka war in der Unibibliothek und dann bei Gericht, an beiden Orten unerreichbar. Seine Mutter hatte kein Handy, weil sie davon über-

zeugt war, diese Geräte würden Gehirntumore verursachen.

Doch vielleicht konnte er Nick erreichen, im Haus oder in seiner Wohnung. Nick würde ans Telefon gehen, wenn er im Haus Wartungsarbeiten erledigte, obwohl er niemals seine Mailbox überprüfte. Oder vielleicht könnte er Penworthy überreden, ihn nach Hause gehen zu lassen, damit er sie holen konnte. Einen Versuch war es wert. Er bat um die Erlaubnis, hinausgehen zu dürfen, als es gerade erneut läutete.

Leotis Penworthy, Direktor der Trinity Highschool, trieb sich in der Eingangshalle herum und fing Schüler ab, die es noch nicht in ihre Klassenzimmer geschafft hatten. Dann nahm er die Namen der Unglücklichen auf, die erst jetzt durch die Vordertür kamen.

Penworthy trug eine knöchellange Hose und eine pulverblaue Polyester-Sportjacke, die ihm drei Nummern zu klein war. Der Bauch quoll ihm über einen Gürtel, der irgendwo darunter verborgen war. Sein Gesicht war immer gerötet, als würde sein Blut durch die zusammengequetschte Taille gewaltsam in seine Schläfen hochgedrückt.

»MISTER Fitch!«, krähte er und schnappte einen Jungen beim Kragen, der versuchte, sich an ihm vorbeizumogeln. »Wissen Sie, wie spät es ist?« Sie waren ein komisches Paar. Fitchs Kleidung war eine chaotische Mischung aus Klamotten von der Kleiderhilfe und übergroßen Armee-Restbeständen, die Ärmel aufgekrempelt und die Hose gegürtet, damit sie nicht an seinem schlanken Körper herabrutschte. Sein helles Haar war an den Spitzen gebleicht, und er trug in einem Ohr drei Ohrringe.

»Entschuldigung, Mr. Penworthy«, sagte Fitch. Er blickte über Penworthys Schulter zu Jack hinüber, dann sah er wieder zu Boden. Seine Mundwinkel zuckten, aber seine Stimme war ernst. »Ich musste heute Morgen online gehen und einige Updates machen, und ich habe wohl jedes Zeitgefühl verloren.« Fitch war Webmaster für die Website der Schule und inoffizieller Systemadministrator für die Highschool. Eine billige Quelle hochgradiger technischer Kompetenz.

»Kommen Sie nicht auf die Idee, die Website als Vorwand zu nutzen, Mister. Wir haben Ihnen diesen Computer überlassen, damit Sie in Ihrer Freizeit damit arbeiten können.«

Harmon Fitch war schon sein Leben lang zu spät gekommen. Seine Mutter arbeitete nachts, daher musste Fitch morgens seine vier jüngeren Geschwister in den Bus bugsieren.

»Mr. Penworthy«, unterbrach Jack. »Entschuldigen Sie bitte. Ich habe zu Hause etwas vergessen und wollte fragen, ob ich kurz zurückfahren und es holen könnte.« Er hielt seine Stimme neutral.

Der Direktor richtete die volle Wucht seiner Aufmerksamkeit auf Jack.

Penworthy verabscheute ihn, und er wusste ihm das auf hundert verschiedene Arten zu übermitteln.

»Mr. Swift«, sagte Penworthy und verzog die Lippen zu einem raubtierhaften Lächeln. »Es ist unfassbar, dass ein Junge von Ihrer Intelligenz derartig unorganisiert sein kann.«

»Sie haben recht«, antwortete Jack höflich. »Und ich entschuldige mich dafür. Ich könnte vor dem Ende der ersten Stunde wieder zurück sein, wenn Sie mir die Er-

laubnis geben.« Fitch war bereits halb den Flur hinab, aber Penworthy bemerkte es nicht einmal. Er hatte eine neue und bessere Zielscheibe.

»Ich bedaure«, sagte der Direktor, klang allerdings gar nicht so, als ob es ihm tatsächlich leidtäte. »Schüler dürfen das Gebäude während der Schulstunden nicht verlassen. Wir haben in dem Zeitraum die Verantwortung für Sie übernommen.«

Jack war nicht danach, Penworthy die Sache mit der Arznei zu erklären. Darüber sprach er nicht gern. Aber er wusste, dass Penworthy ihn ohne eine Erklärung nicht gehen lassen würde. »Ich muss nach Hause gehen, um eine Arznei einzunehmen. Sie ist für mein Herz. Ich habe sie heute Morgen vergessen.«

Penworthy runzelte die Stirn und wippte auf seinen Fersen wie eines dieser aufblasbaren Stehaufmännchen, die sich immer wieder aufrichteten, wenn man sie niederschlug. Jack war klar, dass er ihm seine Bitte nicht einfach würde abschlagen können (es war eine Frage der Verantwortung). Aber der Direktor wusste, wie er sich rächen konnte.

»Na schön«, fauchte Penworthy. »Tragen Sie aber unbedingt im Büro Ihre Abwesenheit ein. Gehen Sie nach Hause, und nehmen Sie Ihre Arznei, und planen Sie gleich das Nachsitzen für heute Nachmittag ein, damit Sie die Zeit wiedergutmachen.«

»Aber ich kann nicht«, protestierte Jack. »Ich habe Auswahltraining.«

»Na ja, Mr. Swift, dann lassen Sie sich das eine Lehre sein.« Penworthys wässrige Augen glitzerten triumphierend. »Konsequenzen sind eine ganz wunderbare Gedächtnisstütze.«

Jack saß in der Klemme. Wenn er es nicht zum Auswahltraining schaffte, würde er nicht ins Team aufgenommen werden. Und er glaubte, dass er zumindest eine Chance auf die B-Mannschaft hatte. »Schon gut«, sagte er daher und wandte sich den Münzfernsprechern neben dem Schulbüro zu. Becka erlaubte auch Jack kein Handy. »Ich rufe zu Hause an und frage, ob sie mir jemand bringen kann.«

»Sorgen Sie aber dafür, dass es ein Erwachsener ist«, warnte Penworthy. »Sie wissen, dass unsere Schule in Bezug auf Drogen sehr strenge Richtlinien hat.«

Weder im Haus noch in Nicks Apartment nahm jemand ab. Bestimmt waren die paar Stunden Verzögerung bei der Einnahme seiner Arznei nicht so schlimm. Er konnte sich an kein einziges Symptom erinnern, das er in seinen sechzehn Jahren entwickelt hätte. Die Operation hatte ihn geheilt, soweit er das beurteilen konnte. Longbranch hatte nie genau erklärt, wofür die Arznei gut war. Seine Mutter, die für gewöhnlich alles kritisch hinterfragte, behandelte sie wie einen Zaubertrank.

Er fühlte sich ohnehin gut. Falls er irgendwelche Symptome bemerkte, würde er einfach sagen, er sei krank, und sie würden ihn nach Hause gehen lassen müssen. Er legte das Telefon auf die Gabel zurück und machte sich auf den Weg in seine Klasse.

Jack saß noch keine Minute wieder auf seinem Platz, als Ellen Stephenson ihn an der Schulter berührte.

»Was hast du bei den Atmungsexperimenten rausgekriegt?«, flüsterte sie. »Ich habe gestern Nacht an meinem Laborbericht gearbeitet, und meine Zahlen waren ein einziges Durcheinander.«

Jack angelte in seiner Büchertasche nach dem Naturwissenschaftsordner und reichte ihn Ellen. »Meine auch. Ich habe mich gefragt, ob die Maschine geeicht worden ist.«

Sie beugte den Kopf über seinen Ordner, sah mit zusammengekniffenen Augen seine schlampigen Notizen durch und schob sich das kinnlange braune Haar hinter die Ohren. Es hing gerade und glänzend herab wie eine Art Helm. Sie drehte sich halb auf ihrem Stuhl um und streckte ihre langen Beine in den Gang. Irgendetwas war heute anders an ihr, aber er kam nicht gleich darauf.

Lippenstift. Sie hatte rosafarbenen Lippenstift aufgelegt. Jack konnte sich nicht erinnern, sie schon einmal mit Make-up gesehen zu haben. Er trommelte leise mit den Fingern auf dem Schreibtisch herum und musterte Ellens Lippen aus nächster Nähe, während sie die Seite überflog. Es war lange her, seit er das letzte Mal eine andere betrachtet hatte als seine Ex Leesha.

»Deine Daten streuen mindestens so sehr wie meine«, stimmte sie zu und gab ihm seinen Ordner zurück. Ihre Hände berührten sich für einen Moment, und sie riss die ihren schnell zurück. Der Ordner fiel hinunter, und die Papiere verstreuten sich über den Boden.

»Oh Mann, das tut mir leid.« Sie kniete sich neben seinen Tisch und schob hektisch die Papiere zu einem Stapel zusammen. Dann blickte sie zu ihm auf und hielt sie ihm stumm hin. Ihre Augen waren von einem klaren Grau unter einem dichten Kranz aus Wimpern, und ihre Nase hatte einen kleinen Höcker auf dem Rücken, als sei sie einmal gebrochen gewesen. Jack widerstand dem Drang, sie zu berühren. Stattdessen stopfte

er seine Papiere zurück in den Ordner und streckte ihr die Hand hin, um ihr aufzuhelfen.

Das schien sie allerdings wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie strich sich über den Rock und machte sich an ihrem Haar zu schaffen. »Vielleicht können wir ja Mr. Marshall in der Stunde danach fragen.«

»Ihn wonach fragen? Oh. Sicher, okay.« Jack räusperte sich. »Wenn du möchtest.«

Die Glocke ertönte erschreckend laut. Jack stopfte Bücher und Aktenordner in seine Büchertasche.

»Ähm … Jack?«

Als er aufschaute, sah er Ellen zwischen sich und der Tür stehen, den Rucksack über die Schulter geschlungen. »Ich habe mich gefragt, ob du vielleicht Lust hast, mit mir heute Abend für den Test in Sozialkunde zu lernen. Ich habe einige gute Notizen gemacht«, fügte sie hinzu. »Wir … äh … könnten sie vergleichen.«

Jack sah sie überrascht an. Ellen hatte noch nie zuvor Interesse an ihm gezeigt, außer dass sie ihn als so eine Art von Notenmaßstab angesehen hatte, an dem sie sich messen konnte. Sie war neu an der Trinity Highschool, aber sie stand bereits im Ruf einer Streberin. Tatsächlich war sie Jack in ein paar seiner Leistungskurse um einige Punkte voraus.

Vielleicht hatte sie nicht viel anderes zu tun, dachte Jack. Blöd, dass sie in der zehnten Klasse die Schule hatte wechseln müssen. Ellen ging nicht viel aus. Er erinnerte sich nicht daran, sie bei Bällen gesehen zu haben oder nach einem Spiel bei Corcoran's.

Aber sie war wirklich süß, und er ging gerade mit niemandem. Nicht, seit Leesha ihn wegen Lobeck, die-

sem Trottel, abserviert hatte. Er würde wahrscheinlich beim Auswahlspiel sein und …

Auswahlspiel.

»Schrecklich gern. Ich meine, ich wünschte, ich könnte«, sagte er und warf sich seinen Rucksack über die Schulter. »Aber ich habe heute Abend ein Auswahlspiel, und ich weiß nicht genau, wann ich da fertig bin.«

»Auswahlspiel?«, wiederholte sie und musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Wirklich? Spielst du?«

Jack sandte ein Gebet an die Fußballgötter. »Hoffentlich.«

»Na gut«, antwortete sie und senkte den Blick, während ihr die Röte in die Wangen stieg. »Natürlich. Vielleicht ein andermal.« Sie schob sich die Büchertasche auf der Schulter zurecht und ging mit einer geschmeidigen, athletischen Anmut zur Tür, die ihm den Atem raubte.

»Stephenson!«, rief er ihr nach. Sie blieb in der Tür stehen und drehte sich um. »Ein andermal, versprochen?« Er grinste sie an. Sie antwortete mit einem zaghaften Lächeln, dann war sie fort.

Blödmann, brummelte er vor sich hin. Wirklich geschickt. Er wusste aus Erfahrung, dass Mädchen niemals zweimal fragten. Er hatte jede Menge Mädchen als Freunde, hatte die meisten von ihnen gekannt, seit sie in der Trinity-Vorschule Apfelsaft und Haferkekse geteilt hatten. Es war nicht leicht zu entscheiden, wie er jetzt weitermachen sollte. Kleinstädte waren irgendwie … inzestuös.

Leesha Middleton war anders gewesen. Ihre Familie war im vergangenen Jahr nach Trinity gezogen. Man

befreundete sich nicht mit Leesha. Man ergab sich. Sie hätte mit jedem ausgehen können, aber sie hatte Jack gewählt. Und jetzt hatte sie Lobeck gewählt.

Ellen war ebenfalls frisches Blut. Nun, er würde wahrscheinlich den nächsten Schritt machen müssen.

Mittags versuchte Jack noch einmal, zu Hause anzurufen. Dann probierte er es im Büro seiner Mutter, aber Becka hatte sich nicht bei Bernice gemeldet. Er schauderte, als er sich die Reaktion seiner Mutter vorstellte, falls sie die Nachricht am späten Nachmittag erhielt. Mit ein wenig Glück würde er vor ihr zu Hause sein. In jedem Fall fühlte er sich gut. Sogar prächtig.

Als Jack und Will auf das Spielfeld hinter der Highschool kamen, halfen einige der bereits Anwesenden Ted Slansky, dem Fußballtrainer, die Tore aufzubauen. Die Sonne kam in regelmäßigen Abständen hinter den Wolken hervor, aber es war eine kalte Sonne, die mehr Wärme aufzusaugen als zu spenden schien.

Auf den Tribünen saßen einige wenige Besucher verloren herum: interessierte Eltern, ehrenamtliche Trainer, Freunde. Jack beschattete die Augen und suchte die Tribünen ab, um festzustellen, ob er jemanden kannte.

»Hisst die Fahnen!«, sagte Fitch hinter ihm. »Da ist die Königin mit ihrem Hofstaat.«

Jack drehte sich um und sah eine Handvoll Spieler von der Schulmannschaft, die sich in einem ehrfürchtigen Halbkreis am Ende der Tribüne aufgereiht hatten wie sehnsüchtige Planeten um eine glitzernde Sonne. Leesha.

»Was macht *die* denn hier?«, fragte Jack gereizt. »Sie *hasst* Fußball.« Natürlich kannte er die Antwort genau.

»Es ist nicht an uns, das zu hinterfragen. Wir sind da, um zu dienen, zu bewundern und zu begehren.«

Vielleicht hatte Fitch ja wirklich keine Ahnung, wie ärgerlich das war; aber Jack bezweifelte es. »Halt den Mund, Fitch.«

Fitchs Lächeln verschwand. »Mann, so bist du besser dran. Glaub mir.«

Jack drehte den Tribünen absichtlich den Rücken zu.

Die Beteiligung war groß. Jack versuchte optimistisch zu bleiben. Er war ein guter Spieler, spielte meistens im Mittelfeld und Sturm, aber er war nie ein Star gewesen.

»Sieh einer an, wer am Auswahlspiel teilnimmt! Jackson Downey Swift. Oder ist es Swift Downey Jackson? Ich kann es mir einfach nie merken.« Die höhnische Stimme erklang hinter ihm, aber Jack wusste sofort, wem sie gehörte. Dann traf ihn ein Fußball hart mitten zwischen den Schulterblättern.

»Das nennt man einen Pass«, sagte Garrett Lobeck. »Du solltest besser aufpassen, wenn du mit den Männern spielen willst.«

Jack fuhr herum. Lobeck hatte ein schiefes Grinsen aufgesetzt und hielt sich offenbar für sehr witzig. Er war einer von vier Brüdern, die bekannt waren für ihr gutes Aussehen, ihre schlechten Manieren und einen Hang zur Gewalt sowohl auf dem Feld als auch abseits. Mit siebzehn war Garrett der Jüngste und auf dem besten Weg, der Schlimmste von ihnen zu werden.

»Du solltest dir besser deinen Namen auf den Hintern malen, damit der Coach weiß, dass deine Mama im Schulvorstand sitzt«, fuhr Lobeck fort. »Das ist die einzige Möglichkeit, wie du es schaffen kannst.«

»Ich bin auch überrascht, dich zu sehen, Lobeck«, erwiderte Jack. »Ich dachte, sie hätten dich nach dem Spiel gegen Garfield letztes Jahr auf Dauer gesperrt?«

Lobeck hatte dem Torwart bei einem hässlichen Elfmeter das Bein gebrochen. Es hatte ein großes Theater deswegen gegeben. Aber Lobeck war ein talentierter Mittelfeldspieler, und seinem Vater gehörte die halbe Stadt, daher hatten sie ihm im Herbst erlaubt, wieder Fußball zu spielen. Becka hatte als einziges Mitglied des Schulvorstandes dagegen gestimmt.

Jack hob den Ball mit dem Rist, jonglierte für einen Moment mit ihm und gab ihn dann an Fitch weiter. »Also sind Angriff und Körperverletzung okay. Haben sie die akademischen Maßstäbe ebenfalls runtergeschraubt? Oder gehörst du zu einer Art Inklusionsprogramm für Idioten?«

Erst mit einiger Verzögerung begriff Lobeck. Das Wort »Idiot« musste der verräterische Hinweis gewesen sein, denn sein Gesicht lief zu einem dunklen Rostrot an, und er machte einen Schritt auf Jack zu.

Auf einmal war Will da. »Was ist, Lobeck? Keine Sechstklässler, die du dir vorknöpfen kannst?« Lobeck war groß, aber Will war mindestens in der gleichen Gewichtsklasse, und er bestand nur aus Muskeln. Lobeck war nicht begeistert von den neuen Aussichten.

»Immer mit der Ruhe, Childers. Reg dich nicht künstlich auf.« Lobeck funkelte Jack an, dann rannte er übers Feld davon.

Sie begannen mit Übungen, dribbelten und passten, warfen ein und schossen aufs Tor. Jack stand an der Seitenauslinie und wartete, dass er an die Reihe kam

mit Einwurf, als er eine weitere vertraute Stimme hinter sich hörte.

»Jackson.« Die beiden Silben seines Namens wurden voller Enttäuschung ausgesprochen. »Willst du mir nicht einmal Hallo sagen?«

Jetzt musste er sich umdrehen oder ihr ein für alle Mal klarmachen, dass sie ihm auf den Wecker ging. »Hallo, Leesha.«

Sie trug ein hellrosafarbenes Kapuzen-Sweatshirt, und ihre dunkle Lockenmähne wurde von einer Spange gebändigt. Er starrte auf die Hand, die sie ihm auf den Arm gelegt hatte, schluckte hörbar und versuchte das Rauschen in seinen Ohren zu ignorieren. »Ich vermisse dich manchmal immer noch, Jack.« Arglose braune Augen schauten in seine.

Er war klug genug, nicht in die Falle zu tappen. »Natürlich, Leesha.« Er hoffte, dass seine Stimme leicht und gleichmäßig klang, blickte über das Feld hinweg und wusste, ohne hinzusehen, dass sie schmollte, eine kleine Falte zwischen den Brauen, die Unterlippe vorgeschoben. Ihre Hand ruhte immer noch auf seinem Arm.

»Ich bin mir mit Garrett gar nicht so sicher«, fuhr sie fort. »Manchmal ist er so … besitzergreifend.« Als Jack nicht antwortete, fragte Leesha: »Kommst du zu meiner Party?«

Jack sah blinzelnd auf sie hinab. »Was?«

»Kommst du zu meiner Party? Im Lakeside Club.«

Jack war auf dem Feld an der Reihe. Er nahm Leeshas Hand von seinem Arm. Aber sie packte ihn am Sweatshirt, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf die Wange. Ein tugendhafter Kuss für ihre

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Cinda Williams Chima

Das Erbe der Krieger
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-26970-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2014

Er war ein normaler Junge – bis er den Krieger in sich entdeckte …

Der 16-jährige Jack führt ein normales Leben. Bis er vergisst, seine tägliche Medizin zu nehmen. Plötzlich ist er stärker als je zuvor – und tötet aus Wut beinahe einen Mitschüler. Erst danach erfährt Jack die Wahrheit über sich: Er ist ein Weirlind, Mitglied einer Gesellschaft von magisch Begabten, die von zwei miteinander verfeindeten Häusern angeführt wird. Ihre jeweilige Macht wird durch ein magisches Turnier bestimmt, bei dem jedes Haus einen Krieger erwählt, der bis zum Tod kämpft. Und Jack ist einer der letzten Krieger – zu einer Zeit, da beide Häuser nach einem Spieler suchen …

Der Titel im Katalog